

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Margarete aber liebte die Kinder mit aller Wärme eines unverkümmerten weiblichen Gefühls, und sie traute sich darum auch die Fähigkeit zu, diesen Trost durch die Macht geduldiger Liebe zu überwinden. Bärtlich zog sie die Kleine zu sich heran und legte ihren Arm um das wie in leisem Widerstreben erzitternde Körperchen. „Wir werden also hinfort miteinander leben. Und wir werden immer recht gute Freunde sein — nicht wahr, Dietlinde?“

Die Gefragte blinnte nicht auf, aber ihre Antwort erfolgte sofort, trocken und automatenhaft, mit der eingelernten Bescheidenheit einer auf Neußerlichkeiten gerichteten erzieherischen Dressur. „Ja — wenn Sie es so wünschen, Fräulein!“

„Nicht, weil ich es so wünsche, sondern weil wir einander recht von Herzen lieb gewinnen wollen. Kennt man dich hier im Hause immer bei deinem vollen Vornamen, oder hast du bei der Mama noch einen anderen?“

„Mama heißt mich immer Dietlinde. Nur Josepha sagt Dita. Aber die Mama darf es nicht hören, denn sie hat verboten, daß Josepha mich so nennt.“

„Und wer ist Josepha?“

„Die mich hier heraufgebracht hat. Sie habe ich lieb.“

Etwas eigentümlich Herausforderndes klang aus dieser letzten, in einem ganz veränderten Tone abgegebenen Erklärung. Und plötzlich sah Margarete die bisher beharrlich gesenkten Augen des Mädchens — wundervoll tiefe, dunkle Augen — mit seltsam starrem Blick auf sich gerichtet.

„So ist sie wohl schon lange bei dir, die Josepha?“

„Sie ist immer hier gewesen, ihr ganzes Leben lang. Die Mama ist erst viel später hergekommen. Und Josepha weiß alles, was sich jemals auf Klein-Elwach zugetragen hat. Sie kann so schöne Geschichten erzählen. Und ich habe sie sehr lieb.“

„Wenn du sie so lieb hast, hat sie es wahrscheinlich auch verdient. Aber deine Eltern liebst du doch jedenfalls noch viel mehr?“

In den Augen des Kindes ging es auf wie ein triumphierendes Leuchten. Und während sich ein feines Rot unter ihrer durchsichtigen Haut ausbreitete, schüttelte sie energisch den Kopf. „Nein — ich habe niemand so lieb wie Josepha. Auch Mama nicht. Mama am allerwenigsten. Und nun werden Sie hingehen und es ihr erzählen — nicht wahr?“

„Was sollte ich erzählen, Dita? Und wem?“

„Oh, ich weiß schon. Mademoiselle hat es ja auch getan. Und die Mama hat mich mit der Reitpeitsche geschlagen. Wer ich fürchte mich nicht vor der Reitpeitsche — nein, gar

nicht! Und ich werde es immer — immer — immer wieder sagen.“

Margarete fühlte sich eiskalt überrieselt. Jetzt verstand sie, was bei dieser ersten Begrüßung in der Seele des Kindes vorgegangen war. Die neue Gouvernante bedeutete für sie nichts anderes als eine neue Peinigerin, und aus einem tapferen Wahrheitsbedürfnis heraus hatte sie nicht gezögert, ihre Gedanken zu offenbaren. Mit vollem Bedacht lehnte sie sich auf gegen eine Härlichkeit, an deren Echtheit sie nicht glaubte. Ihr kindlicher Geist wählte einen Weg gefunden zu haben, der ihr rasch volle Klarheit verschaffen mußte auch über ihre neue Tyranin. Weil vielleicht einmal das Vertrauen, das sie einer Erzieherin geschenkt hatte, zur Ursache einer grausamen Bückigung geworden war, darum hatte sie jetzt mit betonter Absichtlichkeit das verhängnisvolle Wort wiederholt. Es hatte eine Probe sein sollen oder eine Ansage offener Fehde.

So erschütternd wirkte dieser todesmutige Verzweiflungslampf einer mißhandelten Kinderseele auf Margarete, daß sie die Kleine an ihre Brust drückte und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte.

Steif, regungslos, mit geschlossenen Augen und heftig atmender Brust ließ Dietlinde die Diebstaltungen über sich ergehen, aber als Margarete sie dann freigab, zitterten zwei große Tropfen an ihren Wimpern.

„Mama hat Mademoiselle verboten, mich zu küssen,“ sagte sie leise. „Und ich — ich mag auch nicht geküßt werden, Fräulein!“

„Gut, Dita, so werde ich dich erst wieder küssen, wenn du selbst ein Verlangen danach hast. Aber von dem, was du mir gesagt hast, werde ich keinem Menschen erzählen. Denn es war nicht recht von dir, so zu sprechen. Und alles Unrechte, das du tust, wird fortan immer ein Geheimnis bleiben zwischen dir und mir. Damit bist du doch einverstanden — nicht wahr?“

Wieder sah die Kleine auf. Diesmal aber war es nur ein rascher, schauer, mißtrauischer Blick. „Ich — ich weiß nicht,“ kam es zögernd von ihren Lippen.

Margarete sah ein, daß sich dies spröde Herz nicht im Sturm gewinnen lassen würde, und für den Augenblick wäre ihr auch nicht Zeit zu weiteren Versuchen geblieben, denn ein harter Finger klopfte nachdrücklich an die Zimmertür, und Josephas knochige Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Fräulein werden zu Tisch gebeten. — Komm, Dita!“

4. Kapitel.

Das Familienspeisezimmer war das letzte in der Flucht der unteren Gemächer. Die Wände waren bis zur bemalten Decke hinauf mit tiefrotem Holz getäfelt, und aus demselben Material bestanden auch die mächtige Kredenz wie der große runde Speisetisch und die schweren, hochlehnigen Stühle. Eine breite Glastür, die jetzt geschlossen war, schien auf eine nach der Parkseite des Hauses gelegene Terrasse oder Veranda zu führen. Eine andere, offene Tür gestattete

den Durchblick in ein zweites Gemach, das seiner Ausstattung nach wohl zum Rauch- und Trinkzimmer bestimmt war.

Man wartete noch auf den Hausherrn, als Margarete eintrat. Bevor er erschien, bewirkte die Baronin in der lässigen Art, die allen ihren Handlungen eigentümlich schien, die Vorstellung der neuen Hausgenossin und der beiden außer ihr anwesenden Herren.

„Herr v. Reibnitz, Volontär auf Klein-Elbach — Fräulein Othmar, Dietlindes Gouvernante — Herr Sanitätsrat Dr. Mittmann.“

Der zuerst Genannte wollte Margarete nicht wie ein Fremder vorkommen, denn sie zum ersten Male in ihrem Leben begegnete. Irgendwo meinte sie diese lange, überschlanke Gestalt, dieses scharfgeschnittene, bartlose, nervöse Gesicht mit den unruhig umherfahrenden hellblauen Augen bereits gesehen zu haben; aber sie erinnerte sich nicht, wo es geschehen sein mochte, und sie war nicht gestimmt, sich lange den Kopf darüber zu zerbrechen. Jedenfalls war ihr dieser schon recht verlebte aussehende junge Mann viel weniger sympathisch als der Sanitätsrat, ein kleiner, beweglicher, weißhaariger Mann, der wohl die Siebziger bereits überschritten hatte und sie aus gutmütig zwinfernden Augen mit ganz unverhohlener Neugier betrachtete.

„Othmar sagte die Gnädigste, wenn ich recht verstanden habe,“ redete er sie ungeniert an. „Bleibt eine Verwandte des bekannten Philosophen gleichen Namens?“

„Mein Vater, Herr Sanitätsrat.“

„Und ein sehr liebenswürdiger Herr, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann,“ mischte sich Herr v. Reibnitz im richtigen Leutnantston ein. „Gnädiges Fräulein werden sich vermutlich kaum noch erinnern; aber ich hatte vor zwei Jahren oder so herum die Ehre, Ihrem Herrn Vater vorgestellt zu werden und in einer Françoise als Ihr Bisavais zu tanzen. Es war bei irgend einem Berliner Konsul oder dergleichen. Hätte mir damals freilich nicht träumen lassen, Ihnen hier auf Klein-Elbach wieder zu begegnen. — Ah, der Herr Baron!“

Bardelebens Redengestalt war in die offene Tür getreten, und wie er erhobenen Hauptes da stand, ernster, als sie ihn bisher gesehen, mit raschem, scharfem Blick die kleine Zahl der Anwesenden überfliegend, erschien er ihr als die denkbar vollkommenste Verkörperung männlicher Kraft und ritterlicher Bornehmheit. Zugleich aber bemächtigte sich ihrer von neuem jene Bangigkeit, die sie vorhin während der gemeinsamen Wagenfahrt vergebens zu meistern gesucht hatte. Als sie seine Augen auf sich ruhen fühlte, mußte sie den Kopf zur Seite wenden, um ihre Verwirrung zu verbergen.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich habe warten lassen,“ sagte er, aber es gab drüben in Reinswaldbau für mich zu tun. — Guten Abend, verehrter Herr Sanitätsrat! Wir haben uns ja seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Ich hoffe, Sie haben inzwischen den Gottesacker fleißig besucht. Es krübelt ja noch immer viel zu viel Geschmeiß auf dieser schönen Erde herum. — Nun, Fräulein Othmar, haben Sie sich schon ein wenig von den Schreulichen Ihrer ersten Eindrücke auf Klein-Elbach erholt?“

Noch bevor er den alten Arzt mit kräftigem Händeschütteln begrüßte, hatte er die kleine, schmale Rechte der Baronin in rascher, flüchtiger Bewegung bis in die Nähe seiner Lippen geführt, und nun nickte er Margarete lächelnd zu. Ueber die zu tiefer Verbeugung gebogene Gestalt und die grüßbereite Hand des Herrn v. Reibnitz aber waren seine glänzenden Augen hinweggeglitten, wie wenn da, wo der Volontär stand, nichts als leere Luft gewesen wäre.

Dem Beispiel der Hausfrau folgend, ließ man sich an dem reich und geschmackvoll gedeckten runden Tische nieder, und sogleich wurde mit dem von Fanni und einem Diener besorgten Servieren der Speisen begonnen.

Margarete hatte ihren Platz zwischen dem Baron und Herrn v. Reibnitz erhalten; aber keiner ihrer beiden Tischnachbarn schien in der Laune, sich mit ihr zu beschäftigen. Bardeleben hatte ein lebhaftes Gespräch mit dem Sanitätsrat angeknüpft, und Reibnitz saß während der ersten Minuten in tiefem Schweigen da.

Seltener und bedrückender freilich als dies Verstummen des vorhin so redseligen jungen Mannes wirkte auf Margarete der Anblick der schönen Frau, die mit der Starrheit einer wächsernen Statue zwischen dem alten Arzt und ihrem Gatten saß. Wenn sie auch von jedem Gang etwas auf ihren Teller nahm, so rührte sie doch keine der Speisen

an, und die vollkommenste Teilnahmslosigkeit für alles, was um sie her geschah, drückte sich in ihrer Haltung wie in ihren unbeweglichen Zügen aus.

„Wie steht's übrigens mit Dietlindes Gesundheit?“ fragte Bardeleben, als er das erste Gesprächsthema erschöpft hatte. „Ich habe sie zwar vorhin nur flüchtig gesehen, aber sie kam mir beinahe noch später vor als sonst.“

„Sie brauchen sich ihretwegen vorderhand keine Sorge zu machen,“ beruhigte der Sanitätsrat. „Ein bißchen nervös und blutarm ist sie ja leider von Haus aus. Aber wenn sie geistig nicht so sehr angestrengt wird, macht sie sich schon mit der Zeit heraus.“

„Da hören Sie's, Fräulein Othmar,“ wandte sich der Baron an Margarete. „Machen Sie's also gnädig mit der Dressur.“

„Das Fräulein ist durch mich bereits hinlänglich über die Natur ihrer Pflichten unterrichtet,“ erklang jetzt zum ersten Male die weiche Stimme der Baronin. „Wenn du es aber statt meiner übernehmen willst, Harro, Dietlindes Erziehung zu leiten und zu überwachen, so —“

„Vor solchen Gelüsten bewahre mich der Himmel. Ich weiß mit kleinen Mädchen nichts anzufangen, noch dazu, wenn sie so zerbrechlich sind wie das meine. Daraus, daß ihrer Zerbrechlichkeit auch von anderer Seite gebührend Rechnung getragen werde, kann ich mich ja wohl verlassen.“

Die Baronin antwortete nicht, und es trat eine etwas peinliche Stille ein, bis der Baron von neuem das Wort nahm.

„Fast hätte ich vergessen, Fräulein, dir einen Gruß auszurichten, der mir für dich aufgetragen worden ist. Du wirst schwerlich erraten, von wem.“

Der Blick der jungen Frau war starr ins Leere gerichtet, und sie hätte es auch bei der Anekdote ihres Vaters nicht für der Mühe wert gehalten, ihm eine andere Richtung zu geben. Im Tone frohigster Interessiertheit antwortete sie: „Nein, in der Tat.“

„Von meiner Base Jadwiga. Ich traf sie zu meiner Ueberraschung auf dem Bahnhof in Koblentz, wo sich unsere Reisewege kreuzten. Sie wollte nach Berlin, um einige Vorlesungen zu hören, und vermutlich auch, um ein wenig von dem Becher der Lust zu naschen, der dort allwinterlich so freigebig kredenzt wird. Sie hat sich sehr teilnehmend nach dir erkundigt, und sie trägt dir's augenscheinlich nicht nach, daß du ihr noch immer eine erneute Einladung nach Klein-Elbach schuldig bist.“

„Ich konnte ja nicht annehmen, daß Fräulein von Ostrowski eine derartige Einladung erwartet. Denn ich bin leider nicht in der Lage, meinen Gästen hier den Becher der Lust zu kredenzen.“

Da war schon wieder die drohende Falte zwischen den Brauen des Kiesen. Und wieder grollte seine tiefe Stimme über den Tisch hinweg. „Nein, der Himmel weiß es, daß dergleichen hier noch nie versucht worden ist, wenigstens nicht mehr in den letzten acht Jahren. Die Becher, aus denen hier getrunken wird, haben mehr Geruch nach Wermut oder —“

Er unterbrach sich, denn er war zufällig den Augen der Gouvernante begegnet, und was er in ihnen gelesen, war jedenfalls ausreichend, ihn daran zu erinnern, daß er eben im Begriff gewesen war, sich gegen die Gebote gesellschaftlicher Sitte zu versündigen. Ohne den begonnenen Satz zu vollenden, erhob er sein Glas gegen Margarete.

„Auf gute Hausgenossenschaft, Fräulein Othmar! Und darauf, daß Ihr Wirken unter diesem Dache ein gesegnetes sei!“

Sie neigte dankend den Kopf und nippte an ihrem Glase.
(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Burg und Stadt Staufenberg an der Lahn.)

Von Dr. S. Berger-Gießen.

I. Die Burg Staufenberg.

Die älteste Geschichte der Burg Staufenberg ist wie die Entstehung ihres Namens in Dunkel gehüllt. Man will den Namen „Stoufenberg, Stoppenberg“ von einer germanischen Kultstätte

*) Benutzt: 1. Archivalien: a) Zahlreiche Urkunden des Stadtarchivs zu Staufenberg. b) Urkunden des Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt. 2. Gedruckte Quellen: Gänther, Bilder aus der hess. Vorzeit. 1853, von Ritzen, Geschichte der Stadt Staufenberg und ihrer beiden Burgen. (Unveröffentlicht 1883.)

Verleiten, wo der Wöge Stufso angeboten wurde. Mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt die Verleitung von Stouf, Stauf (ahd.) Fels, so daß wir zur Deutung des Namens als Ort zum felsigen Berg können. Soweit die Nachrichten reichen, ist Staufenberg im Besitz der Grafen von Ziegenhain, die es als faldaisches Lehen tragen, wie aus der Belehnungsurkunde von 1446 beim Uebergang von Ziegenhain auf den Landgrafen Ludwig I. „den Friedfertigen“ von Hessen (1413–1458) hervorgeht. Wie mag Staufenberg an Fulda gekommen sein? Darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Vielleicht hat ein begüterter Herr an der Lahn, wie es seit der karolingischen Zeit üblich war, „um seines Seelenheils“ willen den Berg an der Lahn mit Wald und anstehenden Gütern dem Kloster Fulda zum Geschenk gemacht. Je mehr der Grundbesitz des Klosters wuchs, je mehr lag für es die Frage nahe, Güter und Leute der Gau- und Zehntgerichtsbarkeit zu entziehen und dafür besondere Gerichtsbezirke einzurichten, über die es dann Laien als eigene Wöge setzte. Diese Wöge erhielten daneben Güter als Lehen. So mag sich die Grafschaft Ziegenhain gebildet haben. Mit ihr kam auch Staufenberg an Ziegenhain. Soweit die Nachrichten reichen, wird um 1111 im Ziegenhainischen ein faldaischer Vogt Gozmer I. genannt. Er, der Stammvater der Grafen von Ziegenhain, ist wohl der Erbauer der festen Burg Ziegenhain und auch der Burgruine Staufenberg gewesen.

Staufenberg wird urkundlich erst 1233 genannt. In einer Vergleichungsurkunde zwischen dem Landgrafen Conrad von Thüringen und den Grafen Gottfried und Berthold von Ziegenhain heißt es: „Renunciavimus etiam omni iuri quod videbamur habere in castro Staupenberg“ (Wir haben auch auf alles Recht verzichtet, das wir auf die Feste Staufenberg zu haben schienen). Landgraf Conrad verzichtet also hierin auf sein Recht auf Staufenberg. Dem Besitzer, Graf Berthold von Ziegenhain, war die Burg an der Lahn bei der damaligen Kriegsführung zur Zeit des Faustrechts ein wichtiger Stützpunkt.

Die Burgherren konnten natürlich nicht überall sein und vergaben ihre festen Orte wieder als Burglehen an Ritter (militēs), die für sie den Krieg führten. Da sie die Bewachung der festen Orte zu besorgen hatten, wurden sie auch Burgherren (castrenses) genannt. Der Graf von Ziegenhain übergab seine Burg Staufenberg an Burgherren. Als erste werden 1258 urkundlich genannt die Mitglieder der Familien von Rolshausen und die von Schabe. In dem Erblichkeitsstreit wegen der hessisch-thüringischen Lande zwischen Sophia von Brabant und dem Markgrafen von Meißen verwickelten die erzbischöflich-mainzischen Mannen von Amöneburg aus, die Ziegenhainer von Staufenberg aus das ihnen benachbarte hessische Land. Deshalb soll Sophia 1252 gegen das benachbarte Kurmainz mit seiner Feste Amöneburg und gegen Ziegenhain mit Staufenberg sich selbst zum Schutz eine feste Burg südlich von Marburg, die Frauenburg (erbaut von einer Frau) angelegt haben.

Die Tochter des Landgrafen Heinrich I. „des Kindes“ von Hessen, Mechthild, heiratete den Grafen Gottfried von Ziegenhain, der ihr als Wittwen 1288 Staufenberg bestimmte. 1303 brachte sie von Elisabeth von Falkenstein, einer geborenen Gräfin von Ziegenhain, auch den anderen Teil von Staufenberg um 350 Mark (damaliger Rechnung) an sich. 1296 wurde Staufenberg vom Kaiser Kolf von Nassau belagert. Hierin, auf die feste Burg seines Schwagers Gottfrieds von Ziegenhain, hatte sich Landgraf Otto von Hessen, der mit seinem Vater Heinrich I. in Erblichkeitsstreit lebte, zurückgezogen, nachdem er sich noch bei Lebzeiten seines Vaters hatte huldigen lassen. Der alte Landgraf hatte Kaiser Adolf um Hilfe angerufen, der auch mit einem staatlichen Heere, das ihm die Erzbischöfe von Mainz und Köln, Herzog Rudolf von Bayern und der Abt von Fulda zuführten, vor der Burg Staufenberg erschien. Auf seine Befehle hatte man sich hier zum Gegenkampf gerüstet. Monate vergingen, die Belagerten trotzten allen Angriffen des kaiserlichen Heeres. Doch was half es den Niederhessen und Ziegenhainern, wenn sie sich auch löwenmütig wehrten; sie mußten sich der Uebermacht ergeben. Otto mußte zufrieden sein, daß er noch für sein Leben Gnade beim Kaiser fand. Otto söhnte sich später mit seinem Vater aus und erbaute sich 1307 eine Burg in Diebenkopf.

1359 verpfändete Gottfried VI. von Ziegenhain Staufenberg an die Abtinen von Rolshausen um 3500 fl. Um diese Zeit, als Landgraf Hermann „der Gesehre“ in Hessen regierte, trieb das Raubrittertum sein Wesen. Als der Landgraf gegen es vorging, bildete sich gegen ihn der „Sternbund“. Der Anführer dieses Bundes, dem auch ein großer Teil des hessischen Adels angehörte, war Gottfried von Ziegenhain. Der Stern, den er in seinem Wappen führte, und den seine Ritter golden am Steigbügel oder am Helm, die Knappen silbern trugen, war das Bundeszeichen. Wilde, brutale Scharen durchstreiften das Land und traten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Städte wurden überfallen und geplündert, Dörfer niedergebrannt, Saatfelder zerstört. In dieser Not fand der Landgraf eine treue Stütze an seinen Vasallen, Burgherren und Bürgern seiner Städte. Auch die Burgherren und Bürger der Stadt Ziegen verpfändeten sich, in der Fehde mit Gottfried von Ziegenhain sich gegenseitig zu unterstützen und den entstehenden Schaden gemeinschaftlich zu tragen, wie die Urkunde vom

8. Dezember 1370 besagt: „Wir die Burgherren gemeinlich zu denen Gassen erkennen . . . als die Schessen und Burgherren gemeinlich zu denen Gassen sämtliche in Krieg und beschaff kommen wären mit dem Grafen von Ziegenhain und darin Kosten und Schaden . . . gelitten und gehabt han — darzu sollen und wollen wir daselbige (dasige) Burgherren ihnen helfen und raten . . . und sollen dieselbe Schessen und Burgherren daselbige wieder thun. Hierbei sinn gewest gezeuge (Zeugen) Herr Erast von Rodenhause, Rupert, Edard, Schlaum und Friedrich von Ruse, die von uns den Burgherren gemeinlich dazu gelohren und geheissen sint.“ Die Burg Staufenberg wurde damals (1370), als sich Gottfried von Ziegenhain dahin zurückgezogen hatte, von den Burgherren und Bürgern von Ziegen belagert. Von 1419–1447 ist Staufenberg an den Erzbischof von Mainz und die Herren von Rodenhause verpfändet.

Landgraf Ludwig I. „der Friedfertige“ von Hessen stand in freundschaftlichem Verhältnis zu dem Grafen Johann II. „dem Starcken“ von Ziegenhain, mit dem er auch eine Reise nach Jerusalem machte. Graf Johann befand sich stets in Geldverlegenheit, aus der ihn der Landgraf half. So kam es, daß Johann schon bei Lebzeiten, da er kinderlos war, den hessischen Landgrafen zum Erben der Grafschaft Ziegenhain einsetzte. 1447 hatte der Landgraf mit 4115 fl. die Pfandschaft bei der Burg Staufenberg bei dem Erzbischof von Mainz eingelöst. Als 1450 Johann starb, belehnte der Abt von Fulda, als oberster Lehnsherr, Landgraf Ludwig von Hessen mit dem Ziegenhainischen Lehen, darunter auch mit Staufenberg. So kam Staufenberg an Hessen. Auf die Bestätigungsurkunde der Freiheiten der Stadt Staufenberg von 1450, die sich im Original in dem Staufenberger Archiv findet, werden wir später zurückkommen. 1453 kommen Burg und Stadt Staufenberg in Pfandschaft von Thiemme von Weilschhausen, genannt Schrautenbach (Badenburg). 1490 überträgt Landgraf Wilhelm III. von Hessen die Amtmannschaft über Staufenberg seinem Rat Paul, nach dessen Tode wurde es 1497 an die von Berlebach für 2000 Goldgulden verpfändet, bis es dann 1507 in Pfandschaft von Friedrich und Curt von Rolshausen kommt. Die Verpfändung von Schlössern, Städten und Ämtern war ein beliebtes Mittel der damaligen Zeit, um sich Geld zu verschaffen, natürlich mit dem Recht, sie später wieder einzulösen.

Wenn seither von der Burg Staufenberg die Rede war, so bezog sich dies nur auf die obere Burg, die heute in Trümmern liegt. Diese obere Burg war keine eigentliche Feste; sie sollte nur in Kriegszeiten als sichere Zufluchtsstätte dienen. Wie schon früher erwähnt, soll sie um 1111 von Gozmer I. von Ziegenhain erbaut worden sein. Sie wäre demnach 200 Jahre jünger als der Gleiberg und ungefähr gleichaltrig mit der alten Burg in Ziegen bei der Stadtkirche gewesen. Auf der höchsten Stelle des Berges stand der Bergfried; daran schlossen sich der Burghof und das „hohe Haus“, der Palas. Später wurde die Burg erweitert. In dem unteren Teil des Burggeländes standen Wirtschaftsgebäude und Stallungen. Nach von Rigen bildete das Hauptgebäude, der Palas, ein Rechteck von 26 Meter Länge und 12 Meter Tiefe. Es hatte ein Erdgeschoss und 2 Stockwerke. Nach einer Abbildung bei Merian von 1606 erscheint das Haus in vier Stockwerken. Landau (Hessische Ritterburgen) sagt: „Die Oberburg bestand aus einem viereckigen Hauptgebäude mit vier Ecktürmen. Eine hohe, nach der Stadtseite laufende Mauer umgab den Schloßhof, dessen beide Vorderenden durch zwei Thürme geschützt wurden; rechts stand ein, wie es scheint, mit dem Gebäude gleich hoher Turm mit Zinnen; links ein kleinerer mit einem spitzen Kegeldache.“

1571 wurde Staufenberg mit allen „Zubehörungen“ (Abgaben und Zinsgefällen) vom Landgrafen Ludwig IV. von Marburg an Friedrich II. von Rolshausen verpfändet. Von Rolshausen hat die im Reversbrief außer der Pfandsumme von 6000 fl. noch versprochenen 600 fl. verbaut und die Burg erweitert, weshalb denn auch bei Merian die Burg mit vier Stockwerken erscheint. Der Landgraf behält sich in der Pfandurkunde für sich noch aus: „Pfarrkirchen und andere Ordnungen, darzu Gulden weinzoll, appellationen, Polgsteuer und schapungen.“

Der Reversbrief von 1571 über die Pfandverpfändung des Schlosses und der Stadt Staufenberg an Friedrich von Rolshausen lautet:

„Ich Friedrich von Rolshausen thue künth hierin vor mich und meinen Erben, das der Durchleuchtig hochgeborene Fürst vnd Herr Ludwig, Landgrawe zu Hessen Graue zu Capellenbogen Dies Ziegenhain vnd Nidda main gnädiger Fürst vnd Herr seines fürstl. gnaden Schloß vnd Stadt Stauffenberg mit Ihrer An- vndt Zugehörung vor vndt vmb sechstausend Gulden, Iden zu zwanzig sieben alb. oder funfzehn haben gerechnet, verpfendet vndt eingeräumt hat, laut seiner fürstl. gnaden Verschreibung, so von worten zu worten hernach volgt:

Von Gottes gnaden Wir Ludwig Landgrawe zu Hessen vnd. thun künth mit diesem öffentlichem vor Uns, Unseren Erben vnd Nachkommen, Fürsten zu Hessen befehlende, das wir mit Zeitigem Vorgefahem Rath, auch rechter guttes

Wissenschaft um unserer erben und Fürstenthums besten nutzen willen mit einem freien besten vffrichtigen Verlaufe, Als beständigst und Gerechtigt, der Bonn rechts oder gewohnheit wegen beschreiben kann, Crafft und macht haben soll und magt. Und Crafft dieses briues verlaufen dem Besten unserm lieben Getreuen, Friederichen vonn Rolshausen, unsern freundlichen Lieben Bruders und Gvattern, Landtgraven Wilhelms zu Hessen, Obriken, allen seinen rechten erben, und künftigen mit ihrem guten wissen und Inhabern dieser unserer Verschreibung, Unser Schloß und Stadt Stauffenberg mit allem und jedern derselben In, An und Zugehörungen, wie die genannt und Nahmen haben mögen, nichts ausgeschieden, In allemassen das herpracht Ist, Vor und um sechs Tausent gulden, Item gulden zu funfzehn haben pp, welche obgenannter Friederich vonn Rolshausen vnnz bar dargezellt und geliefert hatt, wie die auch Inn Unserm Nutzen empfangen und anwenden lassen.

Sagen demnach berarten (berührten) Unserm lieben Getreuen Friederichen vonn Rolshausen, seinen Erben, und mit Ihrem guten wissen und willen Inhabern dieses briues vorherurter Haupt Summe hiermit quibit und wohl begallt, Sagen derhalben für die bemelten Käufer Ihre erben und mitbeschriebene solchs unser Schloß und Stadt Stauffenberg mit seinen In an und Zugehörungen, als obstehet, in einer ruigen gewehr und besigung, und wir, unsere Erben und Nachkommende Fürken zu Hessen darauf, wollen sie darbei treulich schutzen, schirmen, Vertheidingen und handhaben, auch aller unglüchlichen Anspruche, was dero durch vnser Berurursachen an sie gelangen möchte, entnehmen.

Darum so sollen und nugen nun hinfüro der Vorgebachte Friederich vonn Rolshausen, seine Erben und mitbeschriebene, das gemelt Unser Schloß und Stadt Stauffenberg mit Ihren In und Zugehörungen, wie obgerurt, Inne haben, nugen, niessen und gebrauchen nach Ihrem willen und gefallen von Unsern Erben und . . . von Unser wegen unbehindert, Innahmen das Verkommen und gebraucht worden ist, Damit auch solch unser Schloß Stauffenberg nicht verwüstet noch in abfall komme, im Besonderen in guten beßerung und hawe gehalten were, So vernünftigen wir gemelten Friederich vonn Rolshausen, daß er an solchem unserm obgemelten Schloß Sechshundert gulden künftighin verbauden und mit Bauregistern bescheiden wüdt, daß soll Ihme seinen erben und mitbeschriebenen zur zeit der ablosung mit und beneben dem Pfandschilling obgenant güttlich wider geben und bezalt werden ohn geverde.

Wir haben auch ermeltem Friederichen vonn Rolshausen vergont und zugelassen, Da etwas zu dem Vorgenanten Unserem Schloß und Stadt Stauffenberg gehörig, anderen verpfändet, verchrieben oder verfaßt wehre, daß er solches auch vns denselben Pfandschilling, darüber es lauth darüber gegebener brieff und siegel verchrieben ist, widerlosen und zu vorgenantem Unserm Schloß und Stadt Stauffenberg bringen möge, und waz er also dessen zu sich lösen wüdt, solches soll Ihme vff Darlegung der zugelosten verschreibungen auch güttlich wider erlegt und bezalt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

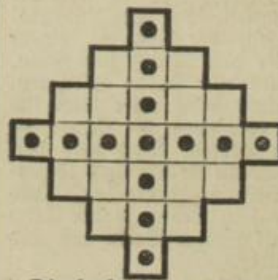
— Brennendes Eis. In unserem Zeitalter der Nordlandfahrten vergrößert sich von Jahr zu Jahr die Zahl derer, die das polare Treib- und Packeis aus eigener Anschauung kennen lernen. Da dürfte es von Interesse sein, etwas von den merkwürdigen Ansichten zu hören, die man in früheren Zeiten von diesen Eismassen hatte. So berichtet der im 11. Jahrhundert lebende Domherr Adam von Bremen in seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte“ bei der Beschreibung der Insel Island, daß jenes Eis so schwarz und trocken vor Alters zu sein schme, daß es brenne, wenn man es anzünde. Dieser Glaube hat sich mit überraschender Zähigkeit noch fast bis in die Gegenwart erhalten. Im Jahre 1774 bemerken die Dänen Olfassen und Povelsen in der Schilderung einer von ihnen unternommenen Vereisung Islands, daß noch „in diesen erleuchteten Zeiten selbst große Naturkündiger in ihren Schriften die Ungereimtheit anzuführen pflegen, daß dieses Eis, besonders die großen Stücke, Feuer fangen und als Holz gebraucht werden könne“. Zum Beweis für die Richtigkeit derartiger Behauptungen führte man die Beobachtung an, man habe eine helle Flamme aus dem Eise herauskommen sehen. Olfassen und Povelsen suchten die Erscheinung dadurch zu erklären, daß es sich in solchen Fällen um

brennendes Treibholz gehandelt habe, das sich infolge der starken Reibung zwischen dem Eise erhitze habe und in Brand geraten sei. Eine andere Erklärung gab bald darauf der Professor und kurfürstliche geistliche Rat Weber zu Landshut. Dieser beobachtete im Jahre 1795, als bei Eintritt des Tauwetters zu Dillingen das Donaueis brach, in der Abenddämmerung, daß zwischen den Eisstücken, die sich übereinander schoben, Feuerstrahlen in Menge hervorschoffen. Da nirgends im Strome sich Holz zeigte, und die Feuerstrahlen auch nicht denen einer Holzflamme glichen, sondern denen, die aus kräftig geriebenen Eisugeln hervorkommen, so glaubte Weber, daß es sich auch bei dem „brennenden Eise“ um Vorgänge elektrischer Natur handle. Eine andere höchst seltsame Ansicht, die noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts selbst von Gelehrten allen Ernstes vertreten wurde, war die, daß das Treibeis zum größten Teil aus Salpeter bestehe und deshalb in den Pulverfabriken gebraucht werden könne.

Büchertisch.

— Die Werkbund-Nummer der „Deutschland“, die soeben in recht stattlichem Umfange und mit einer Fülle eigenartiger Photographien und künstlerischer Zeichnungen erschienen ist, gibt ein außerordentlich interessantes Bild von dem gesamten Umfang der vielbesuchten Kölner Ausstellung, gewährt aber durch die Auswahl der Beiträge insbesondere einen tiefen Einblick in die vielseitige Tätigkeit der deutschen Werkkunst, die ja auf der Kölner Ausstellung zum ersten Male in geschlossener Größe vor die Öffentlichkeit tritt. In dem einführenden Aufsatz „Köln als Stadt der Deutschen Werkbundaussstellung“ gibt Belggeordneter Rehork, der geschäftsführende Vorsitzende der Ausstellung, eine fesselnde Darstellung von dem Wesen der deutschen Werkkunst. Aus dem weiteren Inhalt des Heftes erwähnen wir vor allem als Beiträge von wertvoller prinzipieller Bedeutung die Artikel: „Der Werkbund und die Kunst“, „Der Werkbund und das Verkehrsweisen“, „Werkbund und Industrie“, „Moderne Erholungs- und Vergnügungsstätten“, „Veredlung der Masse“, „Städtebau und Wohnkultur“, „Die Tätigkeit der Frau im Sinne der deutschen Werkkunst“, die vor allem für die weitesten Schichten des Publikums Interesse haben und diese Nummer nicht nur zu einem wertvollen Führer, sondern auch zu einer Veröffentlichung von bleibender Bedeutung stempeln.

— Ravenssteins Touristenkarte der Umgegend von Gießen, die wir vor einiger Zeit schon kurz erwähnt haben; mit der Markierungsbearbeitung des Zweigvereins Gießen des Vogelsberger Höhenzugs (Maßstab 1:100 000, Preis auf Leinen-Mk. 1,50) ist im Verlag Ludwig Ravensstein, Frankfurt a. M. erschienen. Die Karte reicht von Marburg im Norden bis Naheim im Süden, von Dillenburg im Westen bis Freuden und Nidda im Vogelsberg im Osten. Die touristisch interessante Gegend des Lahntales mit seinen Nachbargebieten ist in überaus klarer, selbst dem Laien leicht verständlicher Weise durch 74 Farben druck dargestellt. Besonders der Eindruck der Ortsplanken in rosa und die kräftig gehaltenen Markierungszahlen gestalten rasche Orientierung. Die Gebirgsdarstellung mit brauner Kreideplatte gibt der Karte in Verbindung mit den grün gedruckten Baalflächen eine leichte Plastik, welche deutlich Höhen und Täler hervortreten läßt. Allen Wanderfreunden sei die in allen Buchhandlungen und beim Verlage käufliche Karte bestens empfohlen.



Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a b c d d o o c h h i l l m m n n u n n o o k k u derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Consonanten.
2. Gebirgszug in Thüringen.
3. Weiblichen Vornamen.
4. Stadt in Bayern.
5. Einen Vogel.
6. Ungarischen Geschichtschreiber.
7. Einen Consonanten.

Die senkrechte und wagrechte Mittelreihe ergeben das Gleiche, Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.
Mittelhand erhielt: pb, cB, cZ, cK, carZ, carK, carD, carS, car7, im Scat lagen tr7 und c7; Rest für Partnerhand. — Verlauf des Spieles:

- 1) B. cA M. c8 D. carB
- 2) D. pD B. pA M. cB
- 3) M. carK D. trB B. carA
- 4) D. pK B. pZ M. pB

Vorderhand bekommt auch im weiteren Verlauf keinen Stich, da Mittelhand mit Coeur und Carreau am Spiele bleibt.